In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 274. Posen, den 28. November 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(6. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Wolfgang Crusius entschuldigte sich: er könne das Segeln nicht vertragen. Denn er wußte, daß auch Ilse durch häusliche Pflichten zurückgehalten ward. Und als sie sich dann lächelnd zu ihm wandte: „Ja, was mach' ich nun mit Ihnen, Herr Doktor? Ein Stündchen kann ich Ihnen wohl Gesellschaft leisten, aber nicht länger" — da hatte er über das ganze Gesicht gestrahlt.

Weiter wolle und begehre er auch nichts. Und wenn es ihr recht wäre — —

Sie wußte, was er auf dem Herzen trug. Sie ließ ihn gar nicht ausreden. „Ich bin neugierig," nickte sie.

Doch er wehrte ab. „Nein, nein . . . es ist etwas ganz Harmloses und Alltägliches. Ich hab' auch sicher nie das Bedürfnis gehabt, darüber zu reden. Ich hab' es noch niemandem erzählt."

Ueberrascht hob sie den Kopf.

„Niemandem?"

„Niemandem," wiederholte er. „Gefragt hat mich keiner und aufdrängen wollt' ich mich nicht. Die meisten würden mich wohl auch auslachen und nicht verstehen. Weil vieles von dem, was ich erzählen kann, nur Traum und Luftschloß ist. Frauen begreifen das möglicherweise eher. Aber wenn Sie selbst nicht davon angefangen hätten — —"

Ja, sie erinnerte sich. Richard Wilke hatte den Freund in ihrer Gegenwart mit dem alten Stückchen Zucker geneckt, an dem er noch immer geheimnisvoll zu lutschen scheine. Da war sie neugierig geworden.

„Kommen Sie," sagte sie, „unter der Kastanie ist es jetzt am schönsten."

Aber als sie neben ihm auf den mächtigen Baum zuschritt, überkam sie eine leise Unruhe. Sie fühlte nach all seinen Worten wohl, daß er ihr etwas beichten und preisgeben wolle, was noch immer nicht abgetan und erledigt für ihn war, sondern auch heut noch heimlich mit ihm mitlebte.

Und sie empfand dunkel, daß dies gleichsam eine Verpflichtung für sie wäre und daß, wer so gab, auch doch forderte.

Sekundenlang bereute sie es fast, ihm entgegengekommen zu sein.

Doch dann sagte sie sich, daß es ja in ihrer Hand läge, wie weit sie ihm folgen wolle. Vielleicht war wirklich alles harmloser, als sie glaubte.

Und bei einem Seitenblick, mit dem sie jetzt den langen, leise vornüber wippenden Menschen streifte, verlor sich jede Besorgnis in sicherem Vertrauen.

Ein großer guter Junge — was konnt' er von ihr wollen? Teilnahme, Trost, Rat?

„Schießen Sie los," sagte sie, setzte sich auf die Holzbank, die den Stamm der Kastanie umlief, und sah ihn an. Sie kam sich wieder ganz mütterlich vor.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Also, — erzählte der lange Crusius — ich hab' meine ganzen und nicht sehr lustigen drei Studentenjahre in Greifswald zugebracht. Nur mein viertes Semester, ein Wintersemester, hab' ich nach Berlin gedurft. So wollt' es mein Onkel, von dem ich abhängig war.

Gleich nach meiner Ankunft irrt' ich planlos durch die riesige Stadt, um mir ein Zimmer zu suchen. Im Quartier latin hätt' ich Hunderte finden können, aber da wollt' ich nicht wohnen. Ich war gar kein richtiger Student, sondern ein innerlich verschüchterter Junge, der sich am liebsten irgendwo in eine stille Ecke drückte. Das war von Anfang an so gewesen. Geschwister hatte ich nicht gehabt, die Mutter war früh gestorben, der Vater kam immer nur für Augenblicke aus dem Geschäft in die Wohnung 'rüber. So saß ich viel für mich allein und spielte, und wenn ich oft auch Sehnsucht hatte, mich den andern Jungens anzuschließen, die auf der Straße herumtollten, — ich war zu scheu dazu und wagte es nicht. Mehr noch zog es mich auch zu den Mädchen, als ob sie mir verwandter wären, und einmal traut' ich mich auch an ein paar Nachbarskinder heran, die auf der Treppe sich vergnügten. Sie musterten mich neugierig und zeigten mir ihre Puppen, aber als die eine mich auslachte, weil ich etwas ungeschickt angriff, ward ich rot und lief ihnen davon.

So kam es aber, daß ich schon als Kind ein wehes Gefühl der Ausgeschlossenheit hatte. Und auf der Schule ward es damit nicht besser. Ich blieb ein stiller Geselle, der mehr nach innen als nach außen lebte, dessen Selbstgefühl völlig daniederlag und der sich dafür eine heimliche Phantasiewelt baute, in der er herrschte. Dabei hatt' ich doch meine große Sehnsucht nach dem Leben, und mit einem dumpfen Gemisch von Neid und Hochachtung hörte ich es mit an, wenn meine Mitschüler von verbotenen Trinkgelagen erzählten oder gar mit ihren dürftigen Liebesabenteuern prahlten. Ich selber flammte sehr bald für eine Töchterschülerin, aber ich wagte sie nicht mal zu grüßen, geschweige denn anzureden. Mädchen waren für mich ein dumpf bestauntes, seltsames und rätselvolles Geschlecht.

Als ich nun so durch Berlin schlenderte, kam ich auch in die Kommandantenstraße, und da ich schon etwas müde war, beschloß ich, das nächste beste Zimmer zu nehmen. Ich sah mir eines im zweiten Stock eines alten Hauses an und mietete es natürlich, denn ich bekomme es heut noch nicht fertig, unverrichteter Sache wegzugehen und die Erwartung der Leute zu täuschen. Es ist ein Segen, daß ich nicht reich bin: ich wäre ein wehrloses Objekt für jeden, der mir etwas verkaufen wollte.

Uebrigens hätt' ich es schlechter treffen können: die Bude war verwohnt, doch gemütlich. Sie ging, wie man es nur noch in alten Häusern trifft, mit der Tür direkt auf den Flur hinaus, so daß ich nicht erst durch den Korridor zu laufen brauchte. Das gefiel mir. Und sonst braucht' ich ja nichts. Mein Leben war genau eingeteilt: vormittags und nachmittags mit mehrstündiger Mittagspause Kolleg, abends von halb acht bis halb neun Abendbrot in einer billigen kleinen Kneipe, dann noch zwei bis drei Stunden Ausarbeitung dessen, was ich tagsüber gehört hatte, in meinem Zimmer.

An einem windigen, schon sehr herbstlichen Oktoberabend hatte ich mich verspätet. Ein feiner Regen ging nieder, und ich war froh, als ich mein Haus erreichte.

Grad sah ich noch, wie vor mir ein Mädchen mit verdecktem Korb oder etwas ähnlichem in den Hausflur einbog.

Im Flur flackerte das offene Gas, ein kalter Zugwind strich über die Treppe. Ich nahm ein paar Stufen auf einmal und hatte grad über mir schon den Treppenabsatz, der vor meiner Flurtür endete, als ich oben einen erschreckten Ruf hörte und in dem ungewissen, hin und her gewehten Lichtschein mehr erriet, als wahrnahm, daß da oben jemand stolperte, fehlgriff und ins Knie sank.

Und eh' ich noch recht zur Besinnung kam, rollte mir ein ganzes Meer von Blumen und Blättern entgegen. Ueber die dunkle und schmutzige Treppe ergoß es sich blau, rot, weiß und grün, Astern, Georginen, Efeu, Eichenlaub, rollte nieder, blieb liegen, fiel durch die Stäbe des Geländers, und wie Vorreiter hüpften unter dem nachschiebenden Druck der Hauptmassen ein paar Blumen bis dicht vor meine Füße. Oben jedoch stand die, von der der ganze Segen ausging: ein junges Mädchen, kirschrot, weinerlich, zornig, verlegen, erschrocken, und sah mit Augen, in denen sich ihre ganze Bestürzung spiegelte, auf die Bescherung nieder und nieder auf mich.

Ich hatte mich nach der ersten Ueberraschung niedergebeugt und die Arme ausgebreitet, gleichsam, um das herabströmende Blumenmeer aufzufangen und zu halten. Aber es kam nicht ganz herab zu mir, es erstarrte vorher. Und nun standen wir beide hüben und drüben wie an getrennten Ufern, zwischen uns die ausgeschüttete Fülle als bunten Teppich.

„Verzeihen Sie," sagte das Mädchen, als hätte sie nach kurzer Erstarrung die Sprache wiedergefunden. Und ich antwortete: „Bitte", ohne zu begreifen, was ich eigentlich zu verzeihen hätte. Sie konnte höchstens dies meinen, daß mir ihre Blumen nun durchaus den Weg versperrten. Sonst hätt' ich mich auch wahrscheinlich jetzt rasch gedrückt und wär' nachher in meinem Zimmer über mich selbst und meine Scheu ärgerlich gewesen. Aber so war wirklich keine Möglichkeit, emporzukommen, und das Gescheiteste war, es dem Mädchen nachzutun.

Sie hatte längst zugegriffen, raffte mit beiden Händen Grün und Blüten auf — leicht und lose, um die zarten Kronen und Sterne nicht zu drücken — und tat alles wieder in den Korb. Es war ein kleiner Wäschekorb, neben dem noch eine bunte Tischdecke lag, die ihn wohl verhüllt hatte. Offenbar war das Mädchen die Treppe zu schnell emporgelaufen, war gestolpert und hatte bei dem leichten Fall instinktiv die Hände vorgestreckt. Dabei war ihr dann der übervolle Korb entglitten und hatte vornüber kippend seinen Inhalt die Stufen hinabgeschüttet.

Während sie von oben zu sammeln begann, begann ich von unten. Ich merkte wohl, wie sie heimlich einmal zu mir hinsah, aber als ob wir das rechte Wort nicht finden konnten, lasen wir schweigsam. Bis ich mir endlich doch einen Ruck gab, eine Blume aufnahm und sagte: „Es sind Astern."

Sie blickte aus ihrer kauernden Stellung auf. „Ja . . . aber Dahlien sind auch dabei. Es gibt jetzt so wenig anderes. Was sonst noch da ist, kommt zu teuer."

Ich hatte inzwischen einen ganzen Arm voll gesammelt, konnte aber wegen der dazwischenliegenden, noch ganz übersäten Treppenstufen damit nicht empor.

„Wollen Sie mir nicht den Korb reichen?" bat ich. Sie streckte ihn mir hin, wobei sie sich am Geländer hielt und sich weit vorbeugte. Und während ich meinen Reichtum hineinschüttete, sagte sie: „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr . . ."

Sie zögerte, und da mir schien, als suche sie meinen Namen, hielt ich es für nötig, den Hut zu ziehen und mich vorzustellen: „Crusius, Stud. phil."

Sie nickte, rot und unsicher, machte jedoch gar keine Anstalten, mich auch ihrerseits über ihre Persönlichkeit aufzuklären. Da fürchtete ich, mit der ganzen Vorstellung eine große Dummheit begangen zu haben, biß mir auf die Lippen und schwieg wie ein Stockfisch. Nur daß ich eben weitersammelte — ich hatte halt mal angefangen und konnt' nicht gut aufhören.

Ob ihr diese Stille peinlich war oder ob sie sich verpflichtet fühlte, mir Erklärungen zu geben — genug, sie fing plötzlich mit flinkem Mundwerk zu plappern an. Im Geschäft hätten sie seit drei Tagen unmenschlich zu tun, sie sei nämlich Kranzbinderin bei Röse u. Dieckmann . . . ich wisse wohl: in der Leipzigerstraße . . . Vorgestern früh wären ganz plötzlich viele Hunderte von Metern Girlande bestellt worden, die schon morgen abend abzuliefern seien.

Sie erzählte mir auch, warum und weswegen. Jedenfalls: alles, was Beine oder vielmehr Hände hätte, müßte heran, und jedes der jungen Mädchen nahm nach Geschäftsschluß noch einen Waschkorb voll Grünzeug mit, um zu Hause noch ein paar Meter zu schaffen.

Unter dieser Erzählung waren wir uns immer näher gerückt, sie von oben und ich von unten. Nach den letzten Laubbüschelн griffen wir gleichzeitig und mußten selber über unsern Eifer lachen.

„Ein paar sind noch nach unten gefallen, Fräulein," sagte ich, als ich nichts mehr aufzulesen hatte, und lief rasch die Treppen hinab, ohne daß sie es wehren konnte.

Sie kam mir langsam nach. Unten lagen wirklich ein paar schöne Astern.

„Ich hab sie schon," rief ich ihr zu und bückte mich.

Sie lehnte am Geländer und spähte hinab. So sah ich sie, als ich aufblickte, in dem Zuge, der durch das alte Haus ging, und in dem ungewissen Schein der unruhigen Gasflammen über mir stehen . . . im schwarzen offenen Jäckchen, das sich oben an den weißen Stehkragen legte, und in dem weißen Herrenfilzhut, an dessen rechter Seite der blanke Knopf einer Nadel lichtgetroffen hin und wieder blitzte.

Als ich ihr die Astern gebracht hatte und nun neben ihr die Treppen emporstieg, überkam mich blitzgleich und wie ein Schmerz das Bedauern, daß nun alles gleich für immer aus und vorbei sein würde. Und vielleicht hätt' ich in der höheren Stimmung des Augenblicks meine sonstige Schüchternheit überwunden und diesem Bedauern auch Ausdruck gegeben, wenn meine Begleiterin nicht plötzlich nach einigem Schlucken und Widerstreben angefangen hätte, endlos zu lachen. Es war wohl, weil sie oben auf dem Flurabsatz den Korb sah und ihr das Komische der ganzen Situation zum Bewußtsein kam — genug, sie lachte sich so ein, daß sie nicht mehr aufhören konnte, sie lachte Tränen, sie lachte, daß sie sich am Geländer halten und schließlich auf eine Stufe setzen mußte.

Nach der ersten Verblüffung ward ich davon angesteckt, und allgemach geschah es, daß wir uns gegenseitig immer höher und weiter trieben, in eine fassungslose Heiterkeit hinein, die, wenn sie mal erlahmen wollte, sich an der des andern stets neu entzündete. Wie lange das ging, weiß ich nicht. Dann aber kniff das Mädchen in leisem Schmerz die Lippen zusammen und drückte die Hand fest unters Herz.

Ihr Mund zuckte noch: „Ich bin . . . so furchtbar dalbrig," sagte sie. „Immerzu muß ich lachen. Und dann krieg' ich Seitenstiche."

Sie war nahe daran, wieder von vorn anzufangen, doch unten ging die Haustür, die Flämmchen auf den Gasarmen wehten seitlich nieder, und Schritte ertönten.

Als wären wir auf einem Unrecht ertappt, horchten wir lautlos, sahen uns an und machten nicht die geringste Bewegung. Es war, als ob wir heimlich zusammenstünden gegen den Ankömmling, — den Eindringling und Störenfried.

Aber die Schritte verhallten nach dem Hofe hin.

Doch nun ergriff das Mädel den Korb, als hätte sie sich schon zu lange versäumt. Ihr Zungenspitzchen lief von einem Mundwinkel zum andern, und tiefatmend, als wär nun Lachen und Torheit abgetan, sagte sie: „Also nochmals vielen Dank, Herr — — — Crusius nein? Wohnen Sie denn hier im Hause?"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Himmel fallen Steine...

Ein Kapitel von Meteorfällen.

In Sibirien ist man immer noch mit den Untersuchungen über den vor zwanzig Jahren niedergegangenen und erst vor einiger Zeit aufgefundenen Meteor beschäftigt. Ein Abtransport des Steines ist wegen seiner riesigen Dimensionen nicht möglich, obwohl man auch schon recht gewichtige Meteoriten, so einen in Grönland aufgefundenen Meteorblock, der 25 000 Kilogramm wog, in Museen untergebracht hat. Der „vom Himmel gefallene Stein" wird auf 820 000 Kilogramm geschätzt und stellt damit den größten Meteor der Welt dar.

Zahlreich sind die jährlich vom Himmel fallenden Steine, die meist in die Weltmeere stürzen und nie gesehen werden. Doch schon die ältesten Urkunden der Menschheit berichten von Meteorfällen. Die Kenntnis von den ältesten, chronologisch sicher bestimmten Meteoritenfällen verdanken wir dem Fleiße der alles registrierenden Chinesen. Solche Nachrichten steigen bis in das Jahr 644 vor unserer Zeitrechnung hinauf, also bis zu den Zeiten des Tyrtaeus und des zweiten messenischen Krieges der Spartaner, 176 Jahre vor dem Fall der ungeheuren Meteormasse von Aegospotamoi. Der französische Naturforscher Edouard Biot hat in der Chronik des Ma-tuan-in, die Auszüge aus der astronomischen Abteilung der ältesten chinesischen Reichsannalen enthält, nicht weniger als 16 Meteoritenfälle aufgezeichnet gefunden.

Es ist ein sehr lehrreiches und nachdenkliches Kapitel aus der Geschichte menschlicher Erkenntnis, daß trotz so zahlreicher wohlbeglaubigter Berichte die Realität von Meteorsteinfällen noch im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von den maßgebenden Vertretern der Wissenschaft geleugnet wurde; ja im Zeitalter der Aufklärung soll es mehrfach vorgekommen sein, daß man Meteorsteine, die sich aus früherer Zeit in den Sammlungen vorfanden, wegwarf, weil man fürchtete, sich durch Aberglauben lächerlich zu machen. Der berühmte Astronom Laplac erklärte als Präsident der Pariser Akademie der Wissenschaften die Diskussion der Frage über die Realität der Meteorsteinfälle für „unanständig" und einer so illustren Gesellschaft gelehrter Männer für „unwürdig". Erst nachdem durch einen großartigen Meteorsteinfall in Frankreich auch Menschen getötet worden waren, bekehrte er sich. Man sieht auch hieraus, daß es bei Einführung neuer Wahrheiten in unsere unvollkommene Welt niemals ohne Blutvergießen und Menschenopfer abgeht.

Die Feuerkugeln, wie man die helleren Meteore zu nennen pflegt, gehören zu den prachtvollsten Naturerscheinungen. Meist langsam dahinfliegend, zuweilen aber auch mit reißender Schnelle fliegend, plötzlich erscheinend und plötzlich verschwindend, überraschen sie stets den Beschauer und erschweren dadurch die Beobachtung. Ihre Farbe ist sehr verschieden; häufig leuchten sie rot oder grün, und nicht selten strahlen sie mit solchem Glanze, daß sie die Gegend taghell erleuchten. Ihre scheinbare Größe schwankt von der unserer kleinen Leuchtkugeln bis zu der des Vollmondes, und häufig ziehen sie einen langen feurigen Schweif nach sich, der allmählich erlischt. Vor ihrem Verschwinden zerplatzen die Feuerkugeln fast immer, offenbar infolge heftiger Gasentwicklungen. Durch diese oft von gewaltigem Donnergetöse begleiteten Explosionen werden die Feuerkugeln in mehrere Stücke zerrissen, die dann als Meteorite zu uns herabstürzen. Die enorme Erhitzung der Meteore beim Passieren der Erdatmosphäre erklärt sich leicht aus dem Luftwiderstand, durch den die lebendige Kraft ihrer Bewegung in Wärme umgewandelt wird. Jedoch zerplatzen die Feuerkugeln nicht immer; viele setzen, nachdem sie durch die oberen Schichten unserer Atmosphäre gezogen, ihren Weg durch das Weltall fort; manche kleinere werden vielleicht durch die starke Erhitzung vollständig zerstört. Bei zahlreichen Feuerkugeln ist es gelungen, ihre Bahn zu bestimmen, und man hat gefunden, daß sie sich sämtlich in Hyperbeln bewegen. Dadurch unterscheiden sie sich aber wesentlich von den Sternschnuppen, die schwarmweise in langgestreckten elliptischen Bahnen um die Sonne ziehen, also unserem Planetensystem dauernd angehören. Von den Feuerkugeln dagegen muß man annehmen, daß sie zumeist aus der Region anderer Fixsterne in das Bereich unserer Sonne hinübergeschleudert wurden, daß sie also wirklich Sendboten aus dem Weltall sind, und daher bietet uns der niedergefallene Meteorit die einzige Gelegenheit, einen Körper zu betasten und chemisch zu untersuchen, der „nicht von dieser Welt" ist, sondern aus unbekannter Ferne auf Billionen Meilen langer Bahn zur Erde herabgestiegen ist.

Diejenigen Meteorite, die unmittelbar oder bald nach ihrem Fall gefunden worden sind, zeigen in der Regel eine charakteristische Oberfläche, indem sie von einer dunklen Rinde bedeckt sind, die sich ihrer Zusammensetzung und ihrem Aussehen nach wesentlich von dem Innern unterscheidet und gegen letzteres scharf begrenzt ist. Da die meisten Meteoritenforscher der Ansicht sind, daß die Rinde durch eine wenige Augenblicke dauernde, sehr starke Erhitzung erzeugt wird, während der Meteorit mit kosmischer Geschwindigkeit die obersten Schichten der Atmosphäre durchrast, und demnach aus geschmolzenen Teilen desselben besteht, so wird sie direkt als Schmelz- oder Brandrinde bezeichnet. Ihre Eigenschaften sind in erster Linie abhängig von der mineralogischen Zusammensetzung des Meteoriten und daher bei den Eisen- und Steinmeteoriten ganz verschieden. Es mag hier hervorgehoben werden, daß die Rinde beim Aufschlagen des Meteoriten auf den Boden augenscheinlich in der Regel vollständig erstarrt ist; denn sonst müßte man Bestandteile der Erdoberfläche häufiger an- oder eingebacken finden.

Der verbreitetste Bestandteil der Meteoriten, der an Masse weit alle anderen übertrifft, ist das Nickeleisen, eine Legierung von Eisen und Nickel und etwas Kobalt in wechselnder Zusammensetzung. In den Eisenmeteoriten ist es teils der einzige, teils der herrschende Gemengteil und kommt zuweilen in gewaltigen Blöcken vor, die ein Gewicht von 50 000 Kilogramm erreichen. In den Steinmeteoriten tritt es zwar untergeordnet auf, fehlt aber nur wenigen ganz. Da irdisches nickelhaltiges Eisen früher nicht bekannt war, so hat man vielfach geglaubt, aus dem Nickelgehalt eines Eisens schon allein auf dessen meteorischen Ursprung schließen zu können. Das ist aber unzulässig; denn einerseits ist man jetzt fast allgemein zu der Ueberzeugung gelangt, daß die in Grönland gefundenen nickelhaltigen Eisenblöcke irdischen Ursprungs sind, und andererseits hat man in neuerer Zeit auch an einigen anderen Orten, allerdings nur in geringen Mengen, Nickeleisen gefunden. Vergleicht man jedoch diejenigen Massen gediegenen Eisens, deren meteorischer oder irdischer Ursprung mit befriedigender Sicherheit feststeht, bezüglich ihres Nickelgehaltes miteinander, so ergibt sich doch ein recht scharfer quantitativer Unterschied.

Schließen wir diese aus Raumgründen leider knapp gehaltenen Ausführungen über diese „vom Himmel fallenden Steine" mit einigen Worten A. v. Humboldts: „Mit allen anderen Weltkörpern, mit der ganzen Natur jenseits unserer Atmosphäre stehen wir nur im Verkehr mittels des Lichtes, mittels der Wärmestrahlen, die kaum vom Licht zu trennen sind, und durch die geheimnisvollen Anziehungskräfte, welche ferne Massen nach der Quantität ihrer Körperteile auf unseren Erdball, auf den Ozean und die Luftschichten ausüben. Eine ganz andere Art des kosmischen, recht eigentlich materiellen Verkehrs erkennen wir im Falle der Sternschnuppen und Meteorsteine. Es sind nicht mehr Körper, die aus der Ferne bloß durch Erregung von Schwingungen leuchtend oder wärmend einwirken oder durch Anziehung bewegen oder bewegt werden; es sind materielle Teile selbst, welche aus dem Weltraum in unsere Atmosphäre gelangen und unserem Erdkörper verbleiben. Wir erhalten durch einen Meteorstein die einzig mögliche Berührung von etwas, das unserem Planeten fremd ist. Gewöhnt, alles Nicht-Tellurische nur durch Messung, durch Rechnung, durch Vernunftschlüsse zu kennen, sind wir erstaunt, zu betasten, zu wiegen, zu zersetzen, was der Außenwelt angehört. So wirkt auf unsere Einbildungskraft eine reflektierende, geistige Belebung der Gefühle, da, wo der gemeine Sinn nur verlöschende Funken am heiteren Himmelsgewölbe, wo er im schwarzen Stein, der aus der krachenden Wolke herabstürzt, nur das rohe Produkt einer wilden Naturkraft sieht."

Amerikanische Ehe[illegible]...

Der Strom der Revolution, der entscheidende Wandlungen auf allen Gebieten des Lebens innerhalb des letzten Jahrzehnts vollzog, riß nun auch jene altgeheiligten Privilege mit sich, die seit Jahrhunderten traditionsgetreu als unantastbar galten. Und so geschah es, daß der umstürzlerische Geist unserer Tage auch gegen das scheinbar auf ehernen Grundfesten gerichtete Gebäude der Ehe anging und den ragenden Bau erschütterte und wankend machte. Welcher Art auch immer die Einstellung sein mag, die der moderne Mensch zu der Ehefrage einnimmt, gewiß ist, daß die bestehende Form irgendwie morsch ist und reformbedürftig, denn nur innerlich kranke Dinge können so leicht einer Vernichtung verfallen. Womit nicht etwa gesagt werden soll, daß die Einrichtung der Ehe als solche überwunden ist, die Form ist es, die der Erneuerung bedarf. Diesen Motiven erwuchs die Idee der „Kameradschaftsehe", die gegenwärtig eines der meistdiskutierten Probleme der Gegenwart darstellt. Es sollen hier aber weder die Vorzüge noch die Nachteile dieser Bindungsform erörtert werden, noch eine Polemik gegen eine allgemein anerkannte Form des Lebensbundes geführt werden, sondern es handelt sich, ganz einfach zu sagen, um die Feststellung, daß zeitig die Ehefrage im Brennpunkt des Allgemeininteresses steht, weil von verschiedenen Seiten heftige Attacken unternommen werden, um ihre Neuerstehung in veränderter Form zu bewirken.

Wieder ist Amerika die Heimat all dieser Umtriebe, vielleicht, weil der enorme Prozentsatz amerikanischer Ehescheidungen indirekte Veranlassung zu einer festeren oder zumindest andersgearteten Knüpfung eines Lebensbundes gab. Und wenn der Richter Lindsay, ein genauer Kenner der wirtschaftlichen und sozialen Zustände des Landes, endlich eine neue Lösung in dem Zusammenleben junger Menschen, d. h. in der Gemeinsamkeit Berufstätiger, sieht, als Ausweg für soziale und erotische Not, so kennzeichnet er damit schon die zerrissenen Zustände dieses reichsten Landes der Welt. Wenn man diese Anregungen weiter verfolgt oder auf ihre praktische Möglichkeit prüft, so muß trotz gewisser Unmöglichkeiten der Durchführung das ernste Mühen eines Volksreformators anerkannt werden, dem schon welkenden Lebensbaum der amerikanischen Ehe neue Zweige aufzupfropfen. Doch nicht umsonst nennt man Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Neben großangelegten Ideen zur Neugestaltung eines Problems stehen auf der anderen Seite groteske und frivole Auswüchse. So ward in diesen Tagen erstmalig eine Trauung im Kino vollzogen. Springfield heißt der Ort, in dem dieses Schauspiel zu sehen war, unter Wahrung aller Zeremonien, versteht sich. Die Begebenhei

klingt wie ein schlechter Sensationskitsch, eben einem der vielen amerikanischen Magazine entnommen: die feierliche Annonce eines Kino, das zu einer Hochzeit einlädt und die Sensationsgier der Bürger auf einen Höhepunkt steigert. Der Vorhang hebt sich, auf dem Podium erscheint ein Manager, der die näheren Personalien der Ehegewillten bekanntgibt, eine Orgel spielt den Brautmarsch — seltsamerweise ist es immer der aus Wagners „Lohengrin", in der Neuen Welt besonders beliebt —, dann geht der Vorhang zum zweiten Male auf, und zwischen grellen Bühnenkulissen und pomphaften Blumenarrangements erscheint das Brautpaar, von blumenstreuenden Kindern geleitet. Sie trägt ein Konfektionshütchen zu einem hellen Kleid, das bunt ist und nicht aus weißer Seide, er aber fühlt sich, wie es scheint, in den etwas zu engen weißgelben Handschuhen und dem schlechtsitzenden dunklen Sonntagsanzug nicht sehr wohl, aber schon erscheint der Friedensrichter, brummelt den üblichen Spruch, die Hände der beiden werden geeint, Tusch der Musik, sie küssen sich lange, unter Publikumsapplaus, und dann fällt der Vorhang wieder.

Worauf die eigentliche Vorstellung beginnt. Im Zuschauerraum. Die Boshaften und die Erfahrenen, die Neidischen und die Witzigen, sie alle geben nun ihre Meinung zum besten, bis das Brautauto, mit rosa und gelben Bändern versehen, die eben Getrauten entführt. Dies Vorkommnis ist zunächst ein einzigartiger Fall, aber es wird gewiß nicht lange dauern, bis andere Kinos die gleiche Sensation ankünden, schon aus Konkurrenzgründen. Und es scheint ja wirklich junge Menschen zu geben, die sich nicht scheuen, eine Hanswurstiade aus ihrer Eheschließung zu machen. Vielleicht, weil sie es interessant finden, einmal im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu stehen. Seltsam ist nur, daß die *ernsten Kreise* Amerikas und vor allem die Polizei nicht gegen solche Auswüchse einschreitet, die eine *Schändung* bedeuten für die Ehe und alle, die wirklich bestrebt sind, dies Problem auf *würdige* Art zu lösen.

Sterbendes Steinwild.

Man hat in der letzten Zeit immer wieder die Schaffung von Naturparks in den Alpen angeregt, um ein gänzliches Aussterben des selten gewordenen Steinwildes zu verhindern. Aber nicht nur im Alpengebiet, auch in den anderen Hochgebieten Europas und Asiens gilt es, die sieben übriggebliebenen Steinwildarten, die einen Schmuck unserer Gebirge bilden, zu erhalten. Es ist anzuerkennen, was bisher schon auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

So sind piemontesische und savohardische Zuchttiere, die reinste Gattung von Steinwild, in verschiedenen abgeschlossenen Tierparks der schweizerischen und österreichischen Gebiete untergebracht worden. Man hofft dadurch und mit Hilfe erneuter Blutzufuhr makellose, unvermischte Exemplare von Wild zu züchten. Unter großem Kostenaufwand hat man auch einer Verbreitung von Seuchen unter den Tieren zu verhindern gewußt. Der Nachwuchs dieses edlen Wildes wurde durch Versorgung mit künstlichem Futter und Behandlung mit der Saugflasche gesund erhalten. Künstliche Gebirgsfelsen wurden errichtet, damit die Hornschalen an den Füßen, die den Tieren zur Erleichterung des Kletterns dienen, nicht ihren scharfen Rand einbüßen und die häßliche Form von „Hornschuhen" annehmen.

Eine eigenartige Auszeichnung.

Wer von uns kennt nicht die lustigen Geschichten vom alten Professor, dem seine Zerstreutheit so manchen Streich gespielt hat? Schirme, Krawatten, die bekanntesten Requisiten seiner Kleiderkammer gingen verloren. Nun hat sich die bekannte Tücke des Objekts auch des Rasiermessers bemächtigt. Unsere Geschichte spielt in Schweden; hier hat sich dieser Dämon der Zerstreutheit in dem vielbeschäftigten, neuen schwedischen Außenminister Löfgren eingenistet und dort seinen Schabernack mit ihm getrieben. In der Hitze der letzten Wahlen hatte der Minister noch Zeit gefunden, seinen Untergebenen für ihre Verdienste Orden zu verteilen. So fand an einem schönen Morgen im Außenministerium die Dekorierung eines treuen Beamten statt. Es war sehr feierlich. Der Minister hatte mit großer Geste das lederne Etui aus der Tasche gezogen und es dem freudestrahlenden, in Karriere schwelgenden Beamten hingereicht. Dieser öffnete es mit zitternden Händen, schloß es dann aber ganz plötzlich, als wäre er von der Tarantel gestochen. Die Anwesenden lächelten und tuschelten untereinander, die große sehnsüchtig erwartete Auszeichnung hatte den kleinen Mann schüchtern und schwach gemacht. Zu Hause, bei den Seinigen, glaubten sie, würde er sich erst an dem strahlenden Ordenskreuze sonnen. Aber unser armer Beamte dachte anders, ein nicht mehr neuer Rasierapparat schien ihm für seine Verdienste eine doch viel zu kleine Auszeichnung. Minister Löfgren aber mußte in seinem Heim, den schillernden Stern in der Hand, seiner Zerstreutheit nach einem längeren Waffenstillstand wieder den Kampf ansagen.

Aus aller Welt.

Schwarze Eitelkeit. Wenn in Amerika oder Europa ein Maler oder ein Photograph eine anerkannte „Schönheit" telephonisch anruft, ihr ein paar Liebenswürdigkeiten ins Ohr flüstert, um sie zu einer Sitzung in sein Atelier zu bitten, so kann er sicher sein, keine Absage zu bekommen. Die Frau will ihre Schönheit laut verkünden und weiß, daß die photographische Platte am besten dazu geeignet ist. Sie weiß es in den „zivilisierten" Ländern — sie will es aber nicht wissen in Afrika! — Der arme Photograph, der Land und Leute in Afrika erforschen will, wird mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn er eine schwarze Schöne vor sein Objektiv bringen will! Liebenswürdige Worte und Zureden würden da wenig nützen, um so mehr, als der Fremde nur in den seltensten Fällen die Sprache beherrscht. Da muß zu mancherlei List gegriffen werden, und wie das geschieht, erfährt der Leser aus der neuesten Nummer (Nr. 48) des „*Illustrierten Blattes*" Frankfurt am Main, das ihr gleichzeitig mit den Erfolgen solcher photographischen Tätigkeit bekannt macht. Der Leser erfährt in demselben Heft aber auch, daß es in England noch ganze Herden von wilden Ponies gibt, daß man sich in Paris einen „*Lido*" angelegt hat und wie moderne Ozeandampfer gegen Katastrophen gesichert sind. Von weiteren Themen seien „Novembersturm", Krisis in der Heilsarmee" und „Lebendige Dinge" erwähnt. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Schullehrerinnen nach Längenmaß. Im Staate Neuyork ist jetzt eine Verordnung herausgekommen, wonach die Schullehrerinnen ein Mindestmaß von Leibeslänge haben müssen. Die Schulbehörde von Neuyork ist zu der Meinung gekommen, daß Lehrerinnen von geringer Größe in der Schule nicht die notwendige Autorität gewinnen können. Nicht nur die Knaben, auch die Mädchen sollen vor körperlich kleinen Lehrerinnen nur einen geringen Respekt haben. Deshalb fordert die Schulbehörde von allen Lehrerinnen eine Mindestgröße von fünf amerikanischen Fuß. Jede Kandidatin, die sich um eine Stelle bewirbt, muß fernerhin auch eine amtliche Nachweisung über ihre Körpergröße einreichen. Gesuche, denen dieser Nachweis nicht beigefügt ist, dürfen nicht mehr berücksichtigt werden, ebenso müssen Gesuche von Kandidatinnen von vornherein abgelehnt werden, wenn die Gesuchstellerinnen die vorgeschriebene Größe nicht erreichen. Ueber die männlichen Lehrer besteht eine ähnliche Verfügung noch nicht.

Farbige Telegraphenstangen. In den Vereinigten Staaten von Amerika sollen jetzt die Telegraphenstangen bunt angestrichen werden, und zwar nicht mit einer einzigen Farbe, sondern, je nach der Oertlichkeit, mit verschiedenen Farben. Die Farben sollen sich stets der Landschaft anpassen. Telegraphenstangen in Wäldern oder an Waldesrändern sollen grün angestrichen werden, und so sollen noch verschiedene Farben gewählt werden, die sich besser in das Landschaftsbild einfügen als die ungestrichenen Telegraphenstangen.

Die Puderdose der Advokatin. Eine junge scharmante Advokatin in Paris wurde dieser Tage zu dem Dekan der Advokatur beordert, der ihr in strengem Ton folgenden Vorhalt machte: „Es tut mir leid, mein Fräulein, Sie auf die Art und Weise aufmerksam machen zu müssen, wie Sie sich im Gerichtssaal betragen, was schlecht übereinstimmt mit den Traditionen der Ordnung. Jedesmal, wenn Sie die Toga angelegt haben, bringen Sie aus Ihrer Tasche einen kleinen Spiegel und eine Puderdose zum Vorschein, um das Gesicht zu bepudern. Sie würden gut tun, dieses Getue, das hier unerwünscht ist, nicht mehr zu wiederholen." Die junge Dame verließ in erregter Stimmung das Zimmer des Dekans; Tränen traten in ihre Augen, die sie schnell fortwischte. Und da sie, nach ihrer Ansicht, im Gesicht zu rot und erregt aussah, nahm sie aus ihrer Handtasche Spiegel und Puderdose und puderte sich sorgfältig . . .

Der witzige Reger. Max Reger war geringem Können gegenüber bekanntlich von unbezwingbarer Spottlust. Einst hielt er sich in einer kleinen Sommerfrische auf und las gewohnheitsgemäß die Kurliste durch. Da fand er hinter einem Namen als Berufsbezeichnung „Komponist" eingeschrieben. Prompt setzte Reger seinen Namen darunter und schrieb „Max Reger, Akkordarbeiter".

Seltsame Lebensprobe. Auf Schiffen wurden früher alle Leichname zwölf bis achtzehn Stunden nach dem Tod in das Meer versenkt. Allgemeine Regel dabei war, daß der Leichnam in ein Stück Segeltuch genäht und des besseren Untersinkens wegen mit einem Gewicht beschwert wurde. Um sich zu überzeugen, daß man keinen Scheintoten versenkte, nähte man stets das halbe Gesicht mit ein, so daß der Nasenknorpel dabei durchstochen wurde. Diese sonderbare Lebensprobe wurde um das Jahr 1770 zuerst in England eingeführt, als ein Scheintoter, der beim Einnähen zufällig in die Nase gestochen wurde, wieder zu sich kam. Allmählich nahmen dann sämtliche seefahrenden Völker diesen Brauch an.

Fröhliche Ecke.

„Sie haben keinen Flügel, kein Landhaus, keine Pelze, kein Phonola, keine Waschmaschine, kein Auto, kein Radio . . ."
„Donnerwetter, müssen die Leute reich sein!"

(Life.)

*

„Die Kleider sind diesen Winter im Rücken noch mehr ausgeschnitten. Ob die Frauen wirklich wagen werden, sie zu tragen?"
„Natürlich! Die Frauen zeigen jedes Jahr mehr Rückgrat."

(Louisviller Courier.)

*

Entrüsteter Vater (um 5 Uhr früh): „Junger Mann, was soll das heißen, daß Sie meine Tochter um diese Zeit nach Hause bringen?"
„Na ja, ich muß doch um 7 Uhr zur Arbeit."

(Ranger.)